Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

224 (27.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Visual Library

Unterhaltung und Wissen

Politische Erinnerungen

Frankreich Republik

(Zu ihrem hundertvierzigsten Geburtstag)

Wollte das Frankreich von heute seinen Nationalfeiertag wirklich republikanisch betonen, müßte es dem 14. Juli noch den 21. September gesellen, wie es in der Kammer schon einmal vorgeschlagen wurde. Denn wenn der Bastillensturm an jenem Julitage 1789 auch die Revolution einleitete, so bestand die Monarchie doch noch in der Tat und in der Idee weiter, bis das Septemberdatum 1792 ihren Sturz brachte.

Das Königtum hatte sich selber sein Grab gegraben, denn wenn zu Beginn der Bewegung keine Menschenseele an eine Republik dachte, so entfremdete das gegenrevolutionäre und nach Ausbruch des Krieges mit Oesterreich und Preußen geradezu hochverräterische Treiben des Hofes die Massen stets mehr der Monarchie. Der Drang, das Vaterland zu retten, führte am 10. August 1792 zum Tuileriensturme, der tatsächlich der Regierung Ludwigs XVI. ein Ziel setzte. Aber eine vorläufige Amtsenthebung des Königs, wie sie die Gesetzgebende Nationalversammlung aussprach, hatte es schon im Vorjahre, nach der mißglückten Flucht der Herrscherfamilie, für einige Monate gegeben, und auch jetzt fehlte es nicht an Politikern, die zwar nicht mit einer Wiederkehr dieses Bourbonen, aber mit einer Fortdauer der Monarchie rechneten In diesem Sinne faßte die Legislative den Beschluß, für den unmündigen Sohn Ludwigs einen Prinzenerzieher zu bestellen. Aber das Volk der Straße, das bei Erstürmung der Tuilerien seine Haut zu Markt getragen hatte, machte den gescheiten Herren einen dicken Strich durch die Rechnung; das Volk der Straße schlug mit der Faust auf den Tisch: Schluß mit dem Königtum, das mit dem Feinde paktiert und uns die Oesterreicher und Preußen ins Land gelockt hat! Da die Septembermorde einen mit Blut gefüllten Graben zogen, der unüberbrückbar Frankreich von seiner königlichen Vergangenheit schied, leistete, ähnlich wie es der Jakobinerklub schon vorher getan hatte, kurz vor ihrem Ende selbst die Nationalversammlung den Schwur, „die Könige und das Königtum bis auf den Tod zu bekämpfen".

Aber das Negative der Bewegung war stärker als das Positive; ihre Losung hieß weit mehr: Nieder die Monarchie! als: Hoch die Republik! Aus verschiedenen Gründen gebrach es dem Begriff Republik an der rechten Anziehungskraft. Die Geschichte kannte durchaus aristokratische Republiken, während die Franzosen die Volkssouveränität über alles stellten, und die einzige große Republik jener Zeit, die amerikanische, war ein Staatenbund, während das revolutionäre Frankreich des Jahres 1792 nichts stürmischer heischte als den Einheitsstaat. Beides kam zum Ausdruck in den Wahlmännerversammlungen, die, von Urwählerversammlungen bestimmt, die Abgeordneten zum Nationalkonvent zu erkiesen hatten; das erstemal war es, daß das Parlament eines großen Landes zwar nach dem indirekten, aber dem gleichen und fast allgemeinen Wahlrecht zusammengesetzt wurde; nur wer dem Bedientenstande angehörte, entbehrte der politischen Rechte. Freilich wählte, da breite Massen noch ganz unaufgeklärt waren, nur eine aktive und fortschrittliche Minderheit, in einem Lande mit vierundzwanzig Millionen Einwohnern vielleicht eine Million! Derart spiegelte der Konvent insofern nicht den Willen der Gesamtbevölkerung, als keine Royalisten auf seinen Bänken saßen, denn, wie Aulard hervorhebt, „das Frankreich vom September 1792 war noch nicht republikanisch". Aber die innere Logik der Entwicklung setzte sich durch, nachdem man sich des Königs einmal entledigt hatte, weil er ein gefährliches Hindernis bei den Landesverteidigung war.

Zu einer programmäßigen, feierlichen Ausrufung der Republik kam es zwar nicht, als am 21. September der Nationalkonvent zu seiner ersten ordentlichen und öffentlichen Sitzung zusammentrat; vielmehr ging alles ein wenig aus dem Handgelenk heraus und Hals über Kopf. Die Versammlung hatte schon allerlei beredt und beschlossen, was an Wichtigkeit hinter der Festlegung der künftigen Staatsform zurückstand, und wollte für diesen Tag fast Schluß machen, als ein Pariser Abgeordneter, Collot d'Herbois, aufforderte, die Abschaffung des Königstums ohne Verzug und Säumen zu erklären. Einwand erhob sich nur aus formellen Gründen; ein so wichtiger Entscheid dürfe nicht überhastet, in einem Augenblick der Erregung, gefaßt werden, aber der Bischof von Tours, Grégoire, schlug mit kurzer, kraftvoller Rede: „Die Könige sind in der Gesellschaft das gleiche wie die Ungeheuer in der Natur", jeden Einspruch zu Boden, und, gehoben von heller Begeisterung, im Tumult schrankenlosen Jubels, beschloß der Konvent einstimmig: Das Königtum in Frankreich ist abgeschafft! Fehlte in den Reden und dem Dekret dieses Tages immer noch das Wort Republik, so holte das Parlament es am 22. September nach, indem es verfügte, daß fürder vom „Jahre I der Republik" ab datiert werde, und Volk und Heer begrüßten das Ereignis sofort mit stürmischem: Hoch die Republik!

Die Taue zu kappen, die Frankreich seit mehr als einem Jahrtausend mit der Monarchie verbanden, und das Staatsschiff unter republikanischer Flagge auf ein vom Orkan gepeitschtes Meer hinauszusteuern, war ein seltenes, großes und kühnes Unterfangen, das nicht beim ersten Male gelang. Aber sterben konnte seit dem 21. September 1792 der republikanische Gedanke in Frankreich nicht mehr. Ging die erste Republik nach zwölf, die zweite von 1848 schon nach vier Jahren in eine Monarchie über, so erweist sich die dritte Republik, die nach der Niederlage Napoleons III. bei Sedan im September 1870 ausgerufen ward, als kernfest und auf die Dauer. Doch nicht nur für Frankreich hatte der 21. September 1792 geschichtliche Bedeutung, denn allen Völkern in aller Welt, die sich reif und berufen fühlten und fühlen, aus dem Mittelalter in die Neuzeit einzutreten, gab jenes Dekret des Konvents ein erhabenes, des Nacheifernswürdiges Beispiel.

Hermann Wendel.

Fliegenmaden als Heilgehilfen

Die zu immer neuen Erkenntnissen fortschreitende medizinische Wissenschaft scheut sich nicht, die scheinbar widersinnigsten Dinge und Hilfsmittel in ihren Dienst zu stellen, wenn es zum Wohle und zur Gesundung kranker Menschen angebracht ist. Es ist z. B. kaum zu glauben, daß neuerdings Fliegenmaden, dieses ekle und durch Uebertragung von Krankheitskeimen oft gefährliche Geschmeiß, als Helfer bei Wundheilungen verwendet werden. Der Entdecker dieses heute schon mehrfach angewendeten Verfahrens ist ein amerikanischer Chirurg, der im Kriege beobachtet hatte, daß Wunden, auf denen Fliegenmaden saßen, schneller heilten als andere. Die Maden werden natürlich gründlich gereinigt und keimfrei gemacht. Das geschieht in erster Linie durch Behandlung der von frei lebenden Fliegen gewonnenen Fliegeneier mit Sublimat und salzsaurem Alkohol. Auf sterilen Nährboden wird dann die Weiterzucht der Tiere betrieben. In Wunden mit Knochen- und Knochenmarkeiterungen werden dann bis zu 1000 Stück dieser Maden gebracht, die Eiter, Knochensplitter und alles ungesunde Gewebe wegfressen und so die Wunde reinigen. Vor jedesmaliger Verpuppung werden die Maden herausgespült. Mehrmalige Wiederholung des Verfahrens führt dann zu einer vollständigen Säuberung der Wunde, wie sie durch keine chemischen oder chirurgischen Mittel schneller und gründlicher erreicht werden kann.

Sphärenmusik

Es gab in der Goethe-Zeit in Berlin einen Kapellmeister namens Himmel. Und es gab damals eine junge Sängerin in Berlin, die hieß Engel. Der Kapellmeister schickte die Sängerin an einen Kollegen einer süddeutschen Oper mit einem Empfehlungsbriefe, der aus einem einzigen Satze bestand: „Hier schickt der Himmel seinen Engel."

Die Dicke der Gletscher

Schon lange ist dem Geologen und Geophysiker die Tatsache bekannt, daß sich die äußere Erdrinde in einer eigenartigen Unruhe befindet. Es konnte festgestellt werden, daß große Gebiete, wie z. B. das norddeutsche Tiefland, langsam, aber stetig tiefer und tiefer sinken, während andere ausgedehnte Landflächen, wie Norwegen, aus dem Meere emporsteigen, was schon so weit geschehen ist, daß Strandlinien und Muschelbänke dort weit über dem heutigen Meeresspiegel liegen. Eine Erklärung für diese geheimnisvolle Erscheinung findet man zum Teil im Vorhandensein der gewaltigen Eismassen, die durch ihr gewaltiges Gewicht und ihren auf das Land ausgeübten Druck z. B. Grönland tiefer in eine nachgiebige Bodenschicht sinken lassen, während andererseits Norwegen aufsteigt, weil es durch ein milderes Klima von seinen Eismassen befreit worden ist. Es ist deshalb für den Forscher außerordentlich wichtig, möglichst genaue Werte von der Dicke der Eismassen zu ermitteln.

In den letzten Jahren sind auf dem mehr als 10 Kilometer langen Eisstrom des Hintereisferner der Oetztaler Alpen mehrfach Gletscherdickenmessungen vorgenommen worden. Bei diesen Untersuchungen haben sich — nach einer Veröffentlichung von Dr. H. Mothes in den „Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" — die Echolotungen, die ja auch für den Luftschiffer und Meeresforscher von großer Bedeutung sind, als ganz besonders wertvoll erwiesen. Durch diese Meßmethode ließ sich an Erschütterungswellen feststellen, wie dick der Gletscher war, indem Dynamit zur Explosion gebracht wurde. Die vom Felsenuntergrunde zurückgeworfenen Schallwellen zeichnete der Erschütterungsmesser als eine Art Seismogramm selbsttätig auf. Auf diese Weise wurde an der genannten Stelle der Alpen eine Eisdicke von 200 Metern festgestellt. Der leider von seiner Grönlandexpedition nicht zurückgekehrte Professor Alfred Wegener hat dieses Eisdickenmeßgerät auf seine Reise mitgenommen. Es war für die Eisdeckenmessungen auf Grönland ein wertvoller und praktischer Helfer. Der Expeditionsteilnehmer Dr. Sorge konnte schon auf der Vorexpedition im Jahre 1929 mit Hilfe dieser Methode am Rande des Inlandeises von Grönland eine Eisdicke bis zu 1200 Metern nachweisen. Auf der letzten deutschen Grönlandexpedition maß der mit diesen Arbeiten betraute Dr. Sorge mitten auf dem Inlandeise die phantastische Eisdicke von 2500 bis 2700 Metern. Solch ein gewaltiger Eispanzer ist eigentlich kaum vorstellbar. Doch jedenfalls hat dieses Meßverfahren bisher der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet. Die Grundlage dafür haben die Gletscher Tirols geboten, wo im August 1926 unter Leitung von Dr. Hans Mothes im Auftrage des Geophysikalischen Instituts Göttingen und unterstützt von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft die ersten Meßversuche dieser Art vorgenommen wurden.

Schweine als Giftfresser

Verschiedene Riten und Gebräuche, die heute als Ueberbleibsel vergangener Zeiten weiterleben, verdankten wahrscheinlich früher einmal ganz praktischen Ueberlegungen und Notwendigkeiten ihre Entstehung. So sind z. B. die Waschungsvorschriften im Koran hauptsächlich Regeln für die Gesundheitspflege, die gerade in der orientalischen Heimat der Koranglaubigen sehr angebracht sind. Auch das alte jüdische rituelle Verbot des Schweinefleischessens ist nach einer Mitteilung des Arztes B. A. Riko höchstwahrscheinlich aus gesundheitlichen Gründen erfolgt. Kürzlich kam es in Cajeme in Mexiko nach einem Schweineschlachtfest zu Erkrankungen zahlreicher Personen. Die Betroffenen wurden von rasenden Kopfschmerzen befallen; außerdem kam es zu starker Trockenheit im Rachen und zur Erweiterung der Pupillen. B. A. Riko, der diese Kranken sah und untersuchte, dachte sofort an eine Vergiftung durch Atropin, das Gift der Tollkirsche. Im Blute der Schweine fand er dann auch tatsächlich Atropin, und es zeigte sich bald, daß die dort aufwachsenden Schweine als besondere Genußmittel mit Vorliebe atropinhaltige Pflanzen, wie z. B. Wurzeln der Tollkirsche, verzehren. Die alte Regel, daß der Genuß von Schweinefleisch in den Tropen zu Kopfschmerzen führt, scheint also zu Recht zu bestehen. In Süd- und Mittelamerika wie auch in Australien atropinhaltige Pflanzen keine Seltenheit sind. Es kann also mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Vorliebe der Schweine für Atropin-Pflanzen, die gleichbedeutend mit Erkrankungsgefahr für den Menschen ist, früher einmal zum rituellen Verbot des Schweinefleischgenusses geführt hat.

(27. Fortsetzung.)

Das Essen war ausgezeichnet; sie bekam gebratene Täubchen, Wildbraten, feinen Vor- und Nachtisch — jeder Sonderwunsch wurde sofort erfüllt. Es war eben ein moderner, exklusiver, nach großzügigen Gesichtspunkten geleiteter Betrieb, die Klinik des Herrn Professor Brandstätter. Der Herr Professor war sich vollständig darüber klar, daß auch seine Kunst ein Geschäft wie jedes andere war. War man mit ihm und mit seiner Klinik zufrieden, dann wurde er weiter empfohlen — andernfalls konnte er sehen, wo er zahlungsfähige Patienten hernahm. Seine Tätigkeit an einem öffentlichen Krankenhaus, die er aus Prestigegründen ausübte, brachte ihm nicht den vierten Teil dessen ein, was die kleine Klinik mit den zehn ständig wechselnden Insassinnen das Jahr über abwarf.

Am Dienstag war Elfriede in die Klinik gekommen, am folgenden Dienstag verließ sie sie wieder. Man sah ihr nichts an, sie sah genau so blühend und gesund aus wie zuvor. Acht Tage darauf reiste sie mit ihrer Mutter nach Bad Kudowa. Am gleichen Tage fand Hermann Borchardt zwischen der Post einen großen Brief mit dem Absender: Professor Dr. P. Brandstätter, Privatklinik, Berlin W 50, Passauer Straße 9. Der Brief enthielt die auf steifem Bütten gedruckte Rechnung: „Für ärztliche Bemühungen erlaube ich mir 1000 M. zu liquidieren." Dann folgte eine spezifizierte Rechnung der übrigen Kosten: 1 Einzelzimmer, 7 Tage zu 25 M., Wäsche, Verbandszeug, Sonderwünsche, alles war genau aufgeführt.

Hermann Borchardt schrieb einen Scheck über eintausenddreihundertsiebenundvierzig Mark auch 80/100 aus und übersandte ihn als „Einschreiben" dem Professor.

Damit war diese unangenehme Affäre endgültig erledigt.

Inzwischen bemühte sich der Syndikus des neugegründeten Verbandes der Tapisseriefabrikanten, Berlin, e. V., nach Kräften, das Vertrauen seiner Arbeitgeber zu rechtfertigen. Er bezog für seine Tätigkeit ein Jahresgehalt von vorläufig zwölftausend Mark; kein Wunder, daß man von ihm auch handgreifliche Erfolge seiner Tätigkeit zu sehen verlangte. Er hatte bei den Stofflieferanten der im Verband der Tapisseriefabrikanten, Berlin, e. V., zusammengeschlossenen Firmen bereits eine Zielverlängerung durchgesetzt und bereitete nun einen gemeinsamen Angriff auf die Löhne vor.

An einem Abend Anfang August fand wieder eine Besprechung im „Rheingold" statt. Doktor Goldstein hatte eine Menge Tabellen und Berechnungen vor sich liegen, die er bei seinem Vortrag zu Hilfe nahm und um den Tisch herumreichen ließ.

„Wir müssen dem Beispiel der anderen Industrien folgen", betonte er. „Nur durch radikale Preissenkung kann die Kaufkraft belebt werden. Zu diesem Zweck müssen, wie ich Ihnen schon seinerzeit darlegte, die Gestehungskosten gesenkt werden. Neben der erhöhten Wirtschaftlichkeit der Betriebsführung durch Einführung von Spezialmaschinen und damit verbundenen neuartigen Arbeitskontrollmaßnahmen — bei deren Ausarbeitung und Einführung ich jedem der Herren gern zur Verfügung stehe — kommt in erster Linie eine allgemeine Lohn- und Gehaltsreduzierung in Frage. Was in der Metallindustrie, in der mit einer straff organisierten Arbeiterschaft gerechnet werden muß, möglich ist, dürfte in der Tapisseriebranche — in der meines Wissens nach von einer Organisation der Arbeitnehmer kaum die Rede ist — ohne große Mühe durchzuführen sein. Abgesehen von der volkswirtschaftlichen Bedeutung dieser Maßnahmen — gemeint sind: geeintes Vorgehen aller Industrien, Erhöhung der Kaufkraft durch die damit Hand in Hand gehenden Preissenkungen — („Quatsch mit Soße", brummte Curt Michaelis in sich hinein. „Red uns doch nicht die Ammenmärchen vor!") — kommt es für jeden von Ihnen darauf an, seinen Betrieb für die kommenden Zeiten schwerster wirtschaftlicher Bedrängnis so widerstandsfähig wie irgend möglich zu erhalten. Ich schlage auf Grund eingehender Berechnungen einen allgemeinen Lohn- und Gehaltsabbau von 15 Prozent vor!"

Die Diskussion, die seinen Ausführungen folgte, war laut und erregt. Darüber, daß ein Gehaltsabbau erfolgen sollte, waren sich alle einig, nur die Höhe des Abzuges verursachte verschiedene Unstimmigkeiten. Ohnesorge und Michaelis waren für zehn Prozent; damit kam man den anderen Industrien am nächsten, Eberhard Zahn und zwei andere stimmten dem Vorschlag Doktor Goldsteins zu, während Schleiermann mit ruckweisen Worten auf zwanzig Prozent bestand.

„Zwanzig Prozent, meine Herren — — und keinen Penny weniger! — — Wenn Ihre Angestellten — — dann bockbeinig werden — — können Sie immer noch — — bis fünfzehn Prozent runtergehn — — das macht guten Eindruck. — — Lieber mehr fordern — — und nachher ablassen — — schlage ich vor!"

Schleiermann hatte vor vierzehn Tagen seine dritte Tochter verheiratet und ärgerte sich über das Geld, das er seinem Schwiegersohn zur Einrichtung eines Geschäftes geben mußte. Es hatte Krach genug gesetzt, weil sein Lenchen so völlig aus der Art geschlagen war und einen fast mittellosen Menschen heiraten wollte. Ein Architekt — was war das heute schon, wo niemand mehr bauen ließ!

Aber Lenchen Schleiermann hatte den harten Kopf ihres Vaters — einen noch härteren sogar —, denn sie setzte es durch, daß sie ihren Architekten bekam und daß ihr Vater ihm das Geld gab, das er brauchte, um sich selbständig machen zu können.

Uebrigens war ihr Mann — denn jetzt waren sie schon verheiratet — Innenarchitekt und hatte gleich zwei schöne Aufträge bekommen.

Soweit war alles gut, nur Schleiermann konnte den Verlust seines Geldes nicht verschmerzen. Sein Privatkonto mußte wieder auf den alten Stand gebracht werden, koste es, was es wollte, und da kam ihm dieser Gehaltsabbau gerade recht.

Trotz seines eifrigen Redens gelang es ihm aber doch nicht, die übrigen zu seiner Ansicht zu bekehren. Man beschloß einstimmig, vom 1. September an den fünfzehnprozentigen Abzug vorzunehmen. Und zwar sollte dieser Beschluß bindend sein, Abweichungen und Sonderverträge wurden nicht gestattet. Wer es trotzdem tat, war verpflichtet, eine hohe Konventionalstrafe zu zahlen.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg